

Szenen aus Manila

Francisco Sionil José, Jahrgang 1924, ist einer der bekanntesten zeitgenössischen Schriftsteller der Philippinen. Seine Bücher sind in einer Gesamtauflage von mehr als einer Million in zwölf Sprachen erschienen. „Szenen aus Manila“ ist die Leidensgeschichte eines jungen Filipino, der vom Land in die Acht-Millionen-Metropole Manila kommt, dort zu studieren beginnt, sich politisch auf Seiten der Armen und Unterdrückten engagiert, halbherzig zuerst, zum Schluß jedoch davon überzeugt, daß nur die Teilnahme am aktiven Untergrundkampf zur Überwindung der menschenverachtenden Herrschaftsverhältnisse führen kann. Es ist José's radikalstes Buch. Der Roman wurde 1976 während eines Studienaufenthaltes geschrieben und konnte damals aus politischen Gründen in den Philippinen nicht erscheinen. Erst 1983 wurde das Werk unter seinem englischen Originaltitel „Mass“ in Manila veröffentlicht.

Ka Lucio wohnte zusammen mit zwei Nichten, für die er sogar das College bezahlen konnte, in einem Haus mit zwei Räumen. Verwandte, Kumpels aus der Provinz und alte Freunde gehörten zu den regelmäßigen Besuchern. Er versuchte, ihnen Arbeit zu verschaffen, ihnen zumindest ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen anzubieten, solange sie in der Stadt waren. Er schafft es, wie der gute Onkel aus der Stadt auszusehen, wohlherzogen und mit den Gepflogenheiten der Reichen vertraut. Der sanfte Tonfall seiner Stimme täuschte über seinen eisernen Willen und jene standfeste moralische Haltung hinweg, die es ihm ermöglicht hatte, nicht nur die Jahre im Dschungel, sonder mehr als zehn Jahre im Militärgefängnis zu überstehen. Wenn er einem in seiner Angestelltenkleidung und so bedächtig, wie er es war, begegnete, schien es, als sei er hier, im Barrio, nicht nur herabgewürdigt worden; hier hatte ihn auch die endgültige Schmach ereilt – arm zu sein und mit den Armen zu leben, während viele Guerillas, mit denen er im Krieg gekämpft hatte, reich und fett geworden waren und in den parfümierten Enklaven von Makati wohnten. Gescheiterte Revolutionäre werden nicht bewundert – man hat Sympathie für sie, dem Mitleid oder gar der Verachtung nahe, nicht unbedingt, weil sie gescheitert sind, sondern weil sie so lange gelebt haben.

„Ihr wollt also Revolutionäre werden“, sagte er, und ein Grinsen erhellte sein Gesicht.

Weder Toto noch ich antworteten; er klang sehr von oben herab.

„Es ist nicht einfach“, fügte er schnell hinzu. „Aber falls ihr es euch wirklich in den Kopf gesetzt habt – dann setzt eure ganze Kraft dafür ein, und noch sehr viel mehr euren Verstand (...). Das ist etwas, was ich versäumt habe. Ich habe mehr mit der Leidenschaft als mit dem Verstand gehandelt (...). Ich wurde eines Besseren belehrt.“

„Aber wie findest Du die Plakate, Ka Lucio?“ fragte ich ungeduldig.

Er stand auf. Für einen Filipino war Ka Lucio sehr groß. Seine dünnen Lippen ließen ihn asketisch erscheinen, aber seine Augen, um die sich Lachfältchen eingegraben hatten, beruhigten uns. Er hatte kapituliert, aber das hatte ihm nicht genützt; er war trotzdem eingesperrt worden und hatte seine gesamte Strafe ohne Bewährung oder Haftverleicherung absitzen müssen. Er ging zum Bücherregal hinüber.

„Die steht euch jederzeit zur Verfügung...“, sagte er. „Meine Bibliothek, oder, was von ihr übrig ist.“

„Aber was stimmt denn nun mit den Plakaten nicht, Ka Lucio?“ fragte Toto.

„Ihr betreibt Propaganda“, sagte er. „Das ist genauso wichtig, wie draußen – in den Wäldern – zu kämpfen. Eigentlich sind die Plakate nicht verkehrt – sie sind gut gemacht. Vielleicht sogar zu gut gemacht. Aber werden sie irgendwen überzeugen? Wen wollt ihr damit ansprechen?“

„Sie werden überzeugen“, sagte Toto, „weil sie die Wahrheit sagen.“ (...)

Ka Lucio schüttelte den Kopf. Obwohl er schon fünfundsechzig war, hatte er noch kein einziges graues Haar, und er brauchte auch keine Brille. Seine ganze Erscheinung schien den Jahren, die er mit den Huk verbracht hatte, im Guerillakrieg gegen die Japaner, zu widersprechen. Nach dem Krieg war seine Frau aus dem Hinterhalt heraus ermordet worden, und er hatte nicht wieder geheiratet. Jetzt flackerte in seinen Augen Überzeugung auf. „Was ist die Wahrheit?“, fragte er. „Das ist keine philosophische Frage. Es ist eine Frage der Wahrnehmung. Wie lautet denn deiner Meinung nach die Wahrheit über die amerikanischen Stützpunkte, Toto?“

„Instrumente des amerikanischen Imperialismus, die Versklavung des philippinischen Volkes“, sagte Toto wie

aus der Pistole geschossen, wie auswendig gelernt.

„Sie haben über zwanzigtausend Filipinos Arbeit gegeben“, sagte Ka Lucio. „Sie bringen Millionen von Dollars ins Land. Schaffst du das auch – du und deine Revolution?“

Toto lehnte sich zurück; er wußte die Antwort auf solche klischeeartigen Fragen – immer wieder hatte man sie in den Seminaren der Bruderschaft durchgekaut, und er spuckte sie alle aus. Ich kannte sie auch, aber mich überzeugten sie nicht.

„Unser Volk versteht einen solchen Nationalismus nicht, selbst wenn er echt wäre. Es ist wichtiger, Toto“, sagte er väterlich, „zu wissen, wie das Volk denkt, damit man es für sich gewinnen kann. Und Schlagworte werden das nicht schaffen. Weißt du, was das bedeutet – wenn man das Volk für sich gewinnen kann?“

Toto wurde langsam ärgerlich und stotterte nicht mehr; es klang fast wie ein schrilles Quieten.

„Das Volk führt keine Veränderungen herbei, es macht auch keine Revolution. Die Menschen halten am Althergebrachten fest und wissen nicht, wie sie sich die Zukunft vorstellen sollen. Sieh dir die Menschen hier – im Barrio – an. Sie gehen genau dahin, wohin man sie führt.“ Toto erregte sich immer mehr.

Ka Lucio schüttelte den Kopf. „Du wirst deine Meinung noch ändern, und wenn du das tust, wird es zu spät sein. Die jungen Leute entdecken die Politik für sich, sie sind davon gefesselt, sie wollen etwas damit erreichen. Und es läuft alles sehr gut – wenn wir Leute wie euch doch nur vor dreißig Jahren gehabt hätten. Was wir dann hätten erreichen können!“

„Aber es hat uns nicht gegeben. Und ihr habt Fehler gemacht“, sagte Toto.

„Ja, und deshalb haben wir verloren. Aber wir haben nicht versagt. Nein, in Gottes Namen, wir haben nicht versagt. Wir haben einen Schritt vorwärts gemacht (...), damit ihr den nächsten machen könnt. Ich hoffe, ihr schafft auch noch einen dritten.“

Toto lehnte sich zurück, sein Zorn war besänftigt.

„Ich hoffe“, fuhr Ka Lucio fort, „daß ihr euch nicht verzehrt. Manchmal frage ich mich, was ich mit meinem Leben angefangen habe. Das liegt jetzt schon hinter mir. Und was habe ich dafür aufzuweisen? Zwölf Jahre im Gefängnis. Es waren keine vergeudeteten Jahre. Ich konnte viel nachdenken über die Fehler, die wir gemacht haben. Und darüber hinaus wurde mir klar, was Freiheit wirklich bedeutet (...). Weißt du, was Freiheit ist, Pepe? Das ist auch wieder keine philosophische Frage.“

„Redefreiheit“, sagte ich, „freie Wah-



Francisco Sionil José

len, Versammlungsfreiheit, Religionsfreiheit.“

Ka Lucio schüttelte den Kopf. Er legte die rechte Hand auf seine Brust.

„Hier, Pepe“, sagte er. „Hier, an dieser Stelle, lebt sie. Und wenn sie hier erst einmal tot ist, können keine Schlagworte, keine Demonstrationen, keine Ideologien, keine Revolution sie je wieder zum Leben erwecken. Und dem Volk ist nicht Redefreiheit wichtig – es geht um Kleidung, Essen, Unterkunft, Medizin für die Kinder, wenn sie krank sind. Bildung (...), nicht den Abschluß an der U.P. oder am Ateneo; ein einfacher Abschluß, um überhaupt Arbeit zu finden.“

Voller Bedauern verabschieden wir uns, Pater Jess würde schon zurück sein, und wir mußten ihm das Essen auftragen. Es war uns klar, daß wir bald wiederkommen würden, vor allem auch, um zu fragen, wie es während der japanischen Besatzungszeit gewesen war, wie sie gekämpft hatten, wie es kam, daß die Huks geschlagen wurden. Ka Lucio hatte mir eine Schatzkammer aufgetan, und ich war voller Wißbegier.

„Was außer dem richtigen Bewußtsein braucht man denn zu lernen?“ fragte Toto. „Das ist doch das Wichtigste. Unser Bewußtsein ist der Schlüssel für unsere Gedanken, und wir sehen endlich die Wahrheit.“

„Das ist ein ganzer Haufen prophetischer Scheiße“, sagte ich.

Wir saßen in unserer Lieblings-siopaoecke und hatten unsere Nudeln schon gegessen. Das Restaurant bestand aus kleinen weiß getünchten Abteilen – die Kellner und Kellnerinnen trugen gestärktes Weiß. Man stellte sich an einer Theke nach Nudeln, Siopao und alkoholfreien Getränken an und trug dann sein Tablett zu einem mit Formica überzogenen Tisch, oft noch verschmiert von den Überbleibseln der

Vorgänger; irgendwie schmeckten die Nudeln immer leicht nach Seife und waren obendrein noch trocken und hart, wie lange sie auch immer in heißer Suppe schwammen. Aber das machte nichts; ich hatte keinen Grund, mich zu beschweren, zumal wieder einmal Toto bezahlte, wie so oft.

„Die Huks sind gescheitert“, sagte Toto, „weil sie nicht die Unterstützung der Massen hatten. Sie waren wie ein Fisch auf dem Trockenen.“

„Das ist mir zu leicht dahergesagt“, sagte ich, „aber darum geht es mir gar nicht. Das Wichtigste ist, daß wir unsere Geschichte nicht vergessen sollten.“

„Wir sind eine andere Generation“, sagte er entschlossen.

„Ja“, sagte ich, „aber wir blicken nicht zurück. Wir sind ein Volk mit Geschichte, aber wir haben keinen Vergangenheitsinn. Und sieh dir unsere Helden von heute an. Filmstars, die nicht spielen können, Politiker, die Gauner sind. Findest du nicht auch, daß wir ein Volk ohne Gedächtnis sind? Warum ändern wir Straßennamen, nennen sie nach Politikern, die nichts für die Filipinos tun? Warum erlauben wir den Japanern, Ehrenmale für ihre Toten in unserem Land zu errichten, dem Land, das sie verwüstet haben?“

„Das werde ich nicht vergessen, daran werde ich mich erinnern“, sagte Toto.

„Du träumst“, sagte ich. „Du bist blind gegenüber allem, was um dich herum passiert. Hör zu, unsere Geschichte ist eine Geschichte (...) gescheiterter Revolution. Immer wurde am Ende jemand gekauft oder wurde zum Verräter. Wir sind eine Nation von Verrätern (...), wir freuen uns über die Niederlage anderer, selbst unserer Freunde. Wir betrügen wegen Geld, aus Rache, aus Neid – aber meistens aus rei-

ner Boshaftigkeit. Uns so wird es auch in unserer Organisation sein. Du wirst noch sehen, wie ich und die anderen uns nach oben hangeln werden, über die Leichen unserer Freunde hinweg. Unsere Erinnerungen sind die falschen. Wir erinnern uns sogar an die kleinste Verletzung unseres Stolzes, unserer sogenannten Selbstachtung. Wir gravieren sie in unsere Herzen und warten geduldig auf den Tag, an dem wir jemanden das Messer in den Rücken stoßen können. Aber hat uns mal jemand etwas Gutes getan – das vergessen wir ganz schnell. Wir sind eine Nation von Undankbaren.“

Er sah mich an, ganz starr.

„Es war schon immer so“, sagte ich ruhig. „Warum sollte sich etwas ändern – warum sollte Geschichte nichts mit Kontinuität zu tun haben? Diego Silang, Apolinario dela Cruz, Andres Bonifacio, Antonio Luna, Gregorio del Pilar – alle wurden verraten. Aber der übelste Verrat ist natürlich, wenn wir uns selbst wegen ein paar Pesos verraten. Und manchmal ist uns das noch nicht einmal klar. Wir sind entsetzt, wenn wir feststellen, daß wir es Schritt für Schritt getan haben, bis wir womöglich über den Rand in den Abgrund gestürzt sind. Wir können dafür Abbitte tun, wenn wir es begreifen. Aber was ist mit denen, die es gar nicht zur Kenntnis nehmen oder sich weigern?“

„Ich werde niemanden verraten, auch nicht mich selbst“, sagte Toto, und seine Lippen zitterten. Er stotterte wieder. „In der Geschichte unseres Landes gab es auch immer Menschen, die für ihre Überzeugung gestorben sind. Das waren keine Verräter. Du hast einige beim Namen genannt – es gibt mehr als nur eine Handvoll tapfere Männer.“

„Aber wo sind sie jetzt?“ fragte ich. „Es ist so einfach, die Leute in eine andere Richtung zu lenken. Die Studentenfürher – sie sind käuflich. Und wenn sie das nicht sind, dann braucht man ihnen nur gefällig zu sein, an ihrer Männlichkeit zu appellieren, oder an ihre Abstammung als Ilokanos oder Batangueños.“

„Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr!“ rief Toto laut.

„Die Revolution gegen die Spanier – die Filipinos wurden in Biaknabato bestochen. Ebenso im Krieg mit den Amerikanern. Und den Japanern.“

Und sieh dich um. Wer sind die Sieger? Also – warum soll es bei der Jugend anders sein?“

Auszüge aus: Francisco Sionil José, „Szenen aus Manila“, Bad Honnef (Horlemann Verlag) 1990, 320 S., (ISBN 3-927 905-00-3) ab S. 145. Übersetzung aus dem englischsprachigen Original von Jürgen Martini und Helmi Martini-Honus.